

Rede des DFG-Präsidenten Professor Peter Strohschneider

„Exzellenz der Forschung und ‚Horizont 2020‘“

auf der nationalen Auftaktveranstaltung Horizont 2020 in Berlin, 28.1.2014

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Wissenschaftsexzellenz: Das ist ein Thema, das nicht schon eh und je zum festen Bestand des Redens über europäische Forschungsförderpolitik gehörte, jedenfalls dann nicht, wenn Exzellenz heißen soll: herausragende *wissenschaftliche* Qualität von Forschung und wenn es einen besonderen Akzent auch bei der *Grundlagenforschung* einschließt (ich bleibe mit „Horizont 2020“ bei diesem Ausdruck „Grundlagenforschung“, obwohl nicht nur seine begriffliche Unschärfe notorisch ist, sondern auch die in ihm implizierte Vorstellung, dass „von der Grundlagenforschung bis zur Vermarktung“¹ in der Regel lineare Innovationsketten führen; tatsächlich sind Innovationsprozesse heute typischerweise deutlich komplexer, reich an Rekursionen und Rückkoppelungen).

Wie Sie wissen, hat die EU überhaupt erst im letzten, dem 7. *Rahmenprogramm*, die Grundlagenforschung systematisch und in größerem Umfang in ihre Förderungsprogrammatik aufgenommen; am sichtbarsten gewiss mit der Schaffung des ERC. Und darin liegt ein Wechsel des Paradigmas, nämlich der Übergang von einer enger geführten Technologie- und Innovationsförderung hin zur Wissenschaftsförderung im umfassenden Sinne, über das gesamte Spektrum der wissenschaftlichen Disziplinen und auch über die unterschiedlichen Forschungsfunktionen hinweg.

Dieser *Paradigmenwechsel* wird mit *Horizont 2020* nun auf Dauer gestellt und finanziell in beachtlichem Umfang ausgebaut. In der ersten Programmlinie „Wissenschaftsexzellenz“ stellt die EU Fördergelder in Höhe von etwa 24,5 Milliarden Euro bereit, die auf vier Förderinstrumente verteilt werden: 1. den ERC, dessen Budget auf nun 13,1 Milliarden Euro fast verdoppelt wurde, 2. künftige und neu entstehende Technologien, 3. Marie-Sklodowska-Curie-Maßnahmen für den wissenschaftlichen Nachwuchs, 4. Forschungsinfrastrukturen. Das ist der zweitgrößte Posten in *Horizont 2020* nächst der Programmlinie „Gesellschaftliche Herausforderungen“ (mit etwa 29,6 Milliarden Euro).

Man kann also sagen: *Horizont 2020* ist ein europäisches Fördersystem für das gesamte Spektrum von Forschungsformen und Forschungsfunktionen mit einer in gewisser Hinsicht deutlich verstärkten und mittelfristig stabilen Förderung von Grundlagenforschung. Dies drückt sich übrigens auch in der neuen Metaphorik des Namens aus: *Rahmen* (*framework programmes*) setzen feste Grenzen. Man kann sie ausschreiten und ausfüllen, aber wenn man die vom Rahmen gesetzten Grenzen überschreitet, dann ist man aus dem Rahmen gefallen. Ganz anders beim *Horizont* (*horizon 2020*). Er kann offen sein und sich weiten, er bezeichnet eine Begrenzung des Blicks, die sich verschieben kann in dem Maße, in dem wir

¹ EU-Verordnung Nr. 1291/2013 vom 11.12.2013: Amtsblatt der Europäischen Union L 347/124

voranschreiten. Rahmen sind fest, Horizonte sind dynamisch. Und so passt die Metapher des Horizonts also sehr schön zu den erweiterten Möglichkeiten des neuen europäischen Förderprogramms.

Umso deutlicher springt ins Auge, dass – in einer gewissen Spannung hierzu – die europäische Kommission den Europäischen Forschungsraum zum Ende dieses Jahres abschließend verwirklicht sehen will. Forschungsräume sind aber nichts abgeschlossenes, sondern bedürfen der Möglichkeit zur offenen Weiterentwicklung, und zwar sowohl des wissenschaftlichen Wissens – das nennen wir dann Erkenntnis, Invention, Innovation – als auch der organisatorischen Arrangements von Forschung und Forschungsförderung. Wie sollte Wissenschaft sich in einem abgeschlossenen Raum dynamisch fortentwickeln können hinein ins Offene und Unvorhergesehene des neuen Wissens?

Forschungsraum und *Horizont* also: Erlauben Sie, dass ich die Spannung zwischen ihnen zum Anlass nehme für drei kurze Überlegungen dazu, nach welchen Prinzipien der Forschungsraum organisiert sein sollte, wenn denn in ihm Forschung gefördert werden soll nicht allein unter Gesichtspunkten direkter gesellschaftlicher, ökonomischer, politischer *Relevanz*, sondern auch nach Kriterien herausragender wissenschaftlicher *Qualität*. Es versteht sich ja, dass sich beides nicht ausschließt und dass beides benötigt wird. Es geht allein um die Kriterien, nach denen Entscheidungen zur Förderung und Finanzierung zukünftiger Forschung getroffen werden.

1.

Meine erste Überlegung gilt dieser These:

Die Weiterentwicklung des Europäischen Forschungsraums sollte auch von den Wissenschaften her gedacht werden.

Das ist keineswegs so selbstverständlich, wie es scheinen mag. Analog zum einheitlichen „Europäischen Wirtschaftsraum“ ist die Idee eines *Europäischen Forschungsraums* nämlich seit den frühen 1970er-Jahren zunächst einmal ein Projekt nicht der Wissenschaften, sondern der europäischen *Politik*. Die *Wissenschaftsförderung* der EU unterliegt insofern der *politischen* Vorgabe einer *ever closer Union*. Und dies ist übrigens der Zusammenhang, in dem auch die legislativen Kompetenzen der EU im Hinblick auf das Monitoring des Fortschritts beziehungsweise die Weiterentwicklung des Europäischen Forschungsraums zu sehen ist. Was aber heißt es, den EFR auch von der Wissenschaft her zu denken? Ich meine vor allem viererlei.

1.1. Der Forschungsraum muss auch ein Freiraum für Forschung sein, ein Ermöglichungsraum grenzüberschreitender Forschung, Kooperation und Zusammenarbeit, dessen Funktion darin besteht, den Forscherinnen und Forschern vielfältige Förderoptionen in Sonderheit auch für beste erkenntnisgeleitete Forschung zu bieten.

1.2. Daraus ergeben sich Schlussfolgerungen auch für die Förderstrukturen dieses Raums. Sie sollten prinzipiell auch den Eigendynamiken wissenschaftlicher Erkenntnisvorhaben Raum geben können, anstatt dass diese sich zur Gänze an den Vorgaben ausrichteten, die das Fördersystem setzt. Dann nämlich würde man Forschung insgesamt in politisch vorgegebene Pfadabhängigkeiten zwingen, in denen *derzeitige* Relevanzhierarchien, *aktuelle* Problemwahrnehmungen und *heutige* Lösungserwartungen *a priori* ja schon begrenzen würden, was überhaupt *in Zukunft* als Lösung „großer Herausforderungen“ infrage

kommen darf. Und das wird am besten erreicht, wenn die Förderstrukturen Europas pluralistisch sind und neben programmatischen Fördervorgaben auch responsiv zur Forschung sich verhalten können.

Europäische Förderstrukturen müssen zugleich der Diversität nationaler Forschungs- und Fördersysteme in Europa Rechnung tragen (und sie als eine wichtige Ressource des wissenschaftlichen Fortschritts pflegen – darauf komme ich sogleich noch einmal zurück) und zugleich der Fülle grenzüberschreitender, transnationaler Forschungsbewegungen gerecht werden.

Damit ist zugleich aber auch gesagt, dass bei der Weiterentwicklung des Europäischen Forschungsraums jenen Organisationen eine maßgebliche Rolle zukommt, deren Förderhandeln am Eigensinn von Forschung ausgerichtet ist und deren Stärke darin besteht, für grenzüberschreitende Forschungs Kooperationen Verfahren und Formen der Zusammenarbeit entwickeln zu können. Dazu gehört die DFG, dazu gehören jene Förderorganisationen, die sich mit ihr zu *Science Europe* zusammengeschlossen haben, die vor wenigen Wochen in einer gemeinsamen Roadmap dargestellt haben, welchen Beitrag sie zur Ausgestaltung des Forschungsraums leisten können.

1.3. Den EFR auch von der Wissenschaft her zu denken, dies bedeutet für den Bereich der erkenntnisgeleiteten Grundlagenforschung und ihre Drittmittelförderung aber auch noch etwas anderes: die Wahrung des Grundsatzes, dass die wissenschaftliche Qualität von Forschung über Förderung entscheidet und nicht etwa irgendwelche Proporze und außerwissenschaftliche Relevanzen (etwa wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, politischer Art).

Ich darf in diesem Zusammenhang vielleicht daran erinnern: Es sind vor allem die Mitgliedsorganisationen von Science Europe, die einen Wettbewerbsrahmen für die Förderung exzellenter Forschung bereitstellen, die in wissenschaftsgeleiteten Begutachtungs- und Entscheidungsverfahren die Förderwürdigkeit von Forschungsanliegen beurteilen können, die also herausragende von sehr guter oder guter Forschung qualitativ unterscheiden können.

1.4. Es scheint mir also klug, den Forschungsraum nicht nur von Europa und allein von der Politik her zu denken, sondern auch die notwendige Unterschiedlichkeit der nationalen Forschungssysteme, die genuinen Dynamiken wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion zu berücksichtigen. Ohne sie wird sich im EFR jene wissenschaftliche Leistungskraft und Leistungshöhe nicht entfalten können, ohne die Europa den Weg einer der gesellschaftlich stabilsten, ökonomisch stärksten und kulturell reichsten Regionen der Welt verfehlen würde.

2.

Hieran schließt meine zweite These an:

Exzellente Forschung erfordert exzellente Möglichkeitsbedingungen.

Vielfalt, auch wo sie mit Redundanzen einhergeht, ist nicht eine Schwäche, sondern eine besondere Stärke des Europäischen Forschungsraums und seiner Fördersysteme auf nationaler wie transnationaler Ebene. Das mag irritierend klingen. Der alltägliche Ökonomismus hält Redundanz ja für Ineffizienz, für das Verzichtbare, Überflüssige, Unnütze und übersieht, dass es ohne Redundanzen – zum Beispiel – weder Kommunikation noch komplexe technische Systeme (sagen wir: Verkehrsflugzeuge) geben kann und eben auch keine gute Forschungsförderung!

In einem Höchstleistungs-EFR sind Überlappungen zwischen nationalen und europäischen Förderaufgaben und -formaten eigentlich unverzichtbar. Nur so kann es ja qualitätssichernde und -steigernde Konkurrenzen zwischen den verschiedenen Förderinstitutionen geben, nur so weist das Gesamtfördersystem jene differenzierte Vielfalt auf, die den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern reiche und jeweils sachangemessene Auswahlmöglichkeiten sichert. Auch aus diesem Grund hat sich die DFG im Rahmen der Nationalen Kontaktstelle zum ERC darum bemüht, Forscherinnen und Forscher in Deutschland auf europäische Fördermöglichkeiten aufmerksam zu machen, und wird dies auch künftig im Rahmen der von ihr finanzierten Kooperationsstelle EU der Wissenschaftsorganisationen tun. Ich will freilich nicht verschweigen: Mein Plädoyer für Vielfalt und Konkurrenz impliziert, dass nationale und europäische Organisationen der Forschungsförderung auch in vielschichtigen, mehrdimensionalen Verhältnissen zueinander stehen. Auch die DFG ist ja nicht nur Partnerin in bi- und multilateralen Verbünden mit anderen Wissenschaftsorganisationen in Europa, sondern ihrem Auftrag nach zugleich eine nationale Förderorganisation, die der Selbstverwaltung der deutschen Wissenschaft dient und deren Interessen auch in Europa zu vertreten hat.

Auf diesen Auftrag ist das Förderangebot der DFG ausgerichtet. Es schafft Voraussetzungen für Erfolge deutscher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den europäischen Programmen, es erlaubt den Aufbau von internationalen Kooperationsstrukturen, die exzellente Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nach Deutschland bringen, und es wird auch benötigt, um ausgezeichnete Forscherinnen und Forscher, die mit einer befristeten europäischen Förderung nach Deutschland kommen, nach deren Abschluss hier im Land zu halten.

Man kann das auch so sagen: Je attraktiver das Förderangebot der DFG ist und je mehr Verknüpfungen es mit europäischen oder anderen nationalen Förderangeboten herstellt, desto größer sind auch die Wettbewerbsvorteile des deutschen Forschungssystems. Insofern liegt ein breites Förderportfolio der DFG durchaus im nationalen Interesse, aber es liegt gleichzeitig auch im europäischen Interesse. Es schafft Kooperationsvoraussetzungen, es trägt zur Mobilität der Forscherinnen und Forscher in Europa bei, es setzt (wie man selbst als DFG-Präsident wird sagen dürfen) Maßstäbe wissenschaftsgeleiteter und qualitätsorientierter Förderung.

3.

Meine dritte These setzt gewissermaßen die zweite fort:

Im Europäischen Forschungsraum müssen vielfältige Differenzen ausgehandelt und ausgehalten werden. Sie können produktive Spannungen erzeugen, die für wissenschaftliche Höchstleistungen konstitutiv sind.

Die wachsende Verdichtung wissenschaftlicher Kooperationen bringt auch Angleichungen und Vereinheitlichungen mit sich etwa auf der Ebene der Administrierung von kooperativen Förderprogrammen, auf der Ebene der Forschungsthemen oder in der Wissenschaftssprache.

Solche Homogenisierungen haben ihre eigenen Ambivalenzen. Ent-Differenzierung und Spannungsabbau sind keine Werte für herausragende Wissenschaft. Wer jemals an einer europäischen Wissenschaftstagung teilgenommen hat, weiß um die Vielfältigkeit lebhafter Spannungen, die die Forschung in Europa zu kennzeichnen scheinen. Forschung braucht kulturelle Diversität, die Unterschiedlichkeit der intellektuellen Stile, der Frage- und Problemhorizonte, der Erkenntnistraditionen und Institutionenge-

schichten, der Praktiken wissenschaftlicher Forschung. Wenn es überall genau so ist, wie in meinem eigenen Labor, meiner eigenen Universität, meiner eigenen Disziplin und meiner eigenen Forschungstradition, was sollte es denn dann wissenschaftlich noch bringen, sich mit anderem auseinanderzusetzen? Wo bleiben dann produktive Irritationen, Überraschungseffekte, die herausfordernden Anlässe dazu, meine eigenen Selbstverständlichkeiten infrage zu stellen? Es kommt also – mitentscheidend für die Produktivität und die gesellschaftliche Effektivität von Forschung – auch auf das an, was man den *strukturellen Pluralismus*² des Europäischen Forschungsraums nennen könnte. Dieser *strukturelle Pluralismus* fördert nämlich eine gewisse *Unordnung* des wissenschaftlichen Wissens. Die brauchen wir aber, wenn wir dieses Wissen *umordnen* wollen, also neues Wissen generieren wollen: innovative Erkenntnis.

Und darum geht es im Sinne exzellenter Wissenschaft: Die Diversität der Forschungskulturen in Europa zu wahren und sie gleichzeitig programmatisch miteinander in dichten Bezügen zu verknüpfen.

Horizont 2020 weist hier den richtigen Weg. Mit dem ERC wird ein überaus wichtiger europäischer Wettbewerbsrahmen für die Forschung konsolidiert, der die Forscherinnen und Forscher in Bezug und in Konkurrenz zueinander setzt; im *Zusammenspiel* mit den jeweiligen nationalen Fördersystemen werden so die Möglichkeitsräume herausragender Forschung in beträchtlichem Maße ausgeweitet und die Horizonte geweitet und geöffnet.

Von jenem *Zusammenspiel* hängt eine förderliche Entwicklung des Europäischen Forschungsraums ab – und dafür sind die nationalen Förderorganisationen nicht weniger wichtig als die europäische Forschungsförderung. Ihr Zusammenwirken sichert den Pluralismus der Förderformen und Forschungshorizonte, und es ist nicht zuletzt Voraussetzung dafür, dass es Begutachtungs- und Entscheidungsverfahren in der Forschungsfinanzierung gibt, die auch künftig herausragend gute Forschung in Europa anstacheln, herausfordern, provozieren und mit alledem fördern.

² Vgl. H.-G. Soeffner, *Fragiler Pluralismus* (2013)